amerikanische General Nicolas nur aus Scherz die Abnahme seines Kopfes verlangt, so kann Klapperholzens Onkel in Wirklichkeit mit einem abnehmbaren Kopf aufwarten, weil er mit dem alten, häßlichen nicht das Mädchen seiner Wahl kriegte. Erst als ihm ein neuer Holzkopf mit blonden Haaren, einem kleinen gedrehten Schnurrbart, aufgesetzt wird, wohlgefällt mit dem alten Gehirn, führt er die Geliebte zum Altar. Indessen erlebt der Neffe seine Kriegsabenteuer immer wieder. In Sibirien wird ihm von Kosaken der Hals umgedreht. Das tötet ihn keineswegs, sondern zwingt ihn nur, so lange der furchtbare Frost dauert, mit dem Gesichte nach hinten vorwärts, d. h. eigentlich rückwärts zu gehen — weshalb er auch, ja kein Feigling, die verhängnisvolle Kanonenkugel in den Rücken bekommt. Ohne Beine, ohne Arme, muß er doch noch in die Schlacht von Waterloo, weil er dem Nashorn im Zoo das Horn abgeguckt hat, sich einen ähnlichen Spieß auf den Helm setzen läßt und so das Pferd des Generals Wellington, beinahe den General selbst, erledigte. Doch all das sind nur kleine Episoden aus diesem Heldenleben. Auch unter unseren heimgekehrten Kriegern, besonders unter denen aus der Etappe, finden sich genügend Bramarbasse, Eisenfresser und Klapperhölzer. Aber, selbst, wenn sie über des Freiherrn von Münchhausen Phantasie verfügen sollten — ihrem geistigen Ahnen, dem Hauptmann Klapperholz können sie jedoch nicht gleichkommen, auch der General Nicolas nicht.

Poppenberg der Stilist.

Zum 13. Oktober.

Vor 50 Jahren ward der Berliner Schriftsteller Felix Poppenberg geboren, der 1915 infolge eines unheilbaren Nervenleidens dieses Leben verließ. Er ist dem literarischen Publikum noch heute als einer unserer glänzendsten Stilisten bekannt, und wird es noch in verstärkterem Maße wieder werden, wenn sein Freund Ernst Heilborn jetzt den ersten umfangreichen Nachlaßband „Menschlichkeiten" herausgegeben haben wird (Fritz Gurlitt, Verlag, Berlin W. 35). In einer ausführlichen Einleitung wird hier über den Menschen, Reisenden, Kulturschriftsteller und Stilisten Poppenberg gesprochen; und Berlin muß im Augenblick bedauern, daß es eine so elegante Feder verloren hat. Heilborn sagt u. a.:

Es ist bekannt geworden, daß Erich Schmidt einem jungen Doktoranden an den Rand der Doktorarbeit an einer Stelle, die sich wohl in etwas gesuchten Wörtern und Wendungen erging, warnend: „Poppenberg!" geschrieben hat. Nicht abzuleugnen ist, daß Poppenberg, zumal in jüngeren Jahren und wo seine Menschheit nicht aufgerufen, sein ästhetisches Empfinden nicht voll angeregt war, sich jenem Euphuismus nähern konnte, der in dem Barock gedieh. Davon abgesehen, ist er aber ohne jeden Zweifel mit unter denen zu nennen, die den Essay in Deutschland auf künstlerische Höhe gehoben, — und dieser sind nicht allzu viele.

Poppenberg schrieb Schmuckstil. Er suchte das ungewöhnliche Wort, das fremdartige Beziehungen in sich trägt, er liebte, irrender Ritter der Phantasie, das Fremdwort, das zu anderen Kulturen und heiteren Klimaten hinüberleitet. Er zirkelte die Sätze. Nicht überreich an Vergleichen, ist er bestrebt Ideen und Sozialationen anzubahnen. Dann wieder reißt er die Vorstellung durch ein ungewöhnliches Bild zu wachem Schauen auf. Er schrieb Schmuckstil, und wen dieser Reichtum nicht blendet, der muß sich sagen, daß tüftelnde Arbeit darauf verwendet ist. Man mag ihn mit jenem Goldschmied Emil Lettre vergleichen, von dem er ein so lebendiges Bild entworfen hat. Der organische Aufbau und das Wesenhafte ist Voraussetzung geblieben. Aber der Künstler greift zu köstlichen Steinen, sinnend, wo er sie anbringe, rührig, daß er ihnen erhöhte Leuchtkraft verleihe, und nicht mehr Natur in ihrer Bescheidenheit, sondern Freude am Festlichen wird Lehrmeisterin.

Ist auch in Poppenbergs Stil stellenweise ein gewisses Maß an Uebertreibung, so wird das niemand wundernehmen, der um seine Herkunft weiß und wie mühsam er sich Geltung verschaffte. Auch war, scheint es, ein künstlerischer Stil nahezu Zeitgebot geworden, in Jahren, da es galt, einer weiteren Gemeinde in Deutschland den Sinn für die Kunstform der Prosaabhandlung zu erschließen.

Seiner Eigenart und der Uebertreibungen, zu denen sie neigte, war sich Poppenberg selbst sehr wohl bewußt. Ein seltenes Maß von Selbstironie zeichnete ihn aus. Und es bleibt unvergessen, daß er im ersten Kriegsjahr und unter dem Eindruck des großen Reinemachens, das vaterländische Ueberbegeisterung ins Werk setzte, melancholisch bemerkte, er sehe jetzt, daß es auch ohne Fremdwörter gehe.

Bunte Zeitung.

Ein ungewöhnlicher Vorschuß. Kopenhagener Blätter erzählen eine Begebenheit, die in diesen anderen Städten undenkbar wäre. Es ist die Geschichte von der Annahme des ersten Stückes, des kürzlich verstorbenen isländischen Dichters, Johann Sigurjonsson durch das Kopenhagener Dagmartheater. Der in sehr bedrängten Umständen lebende Dichter stellte sich eines Tages bei der Direktion mit dem Entwurf zu einem Akt von „Berg-Ejvind" ein, und der Direktor war von dem heiligen Feuer des Dichters so entzückt, daß man Interesse für ihn und sein Stück faßte und ihm so viel Vorschuß gab, daß er das Stück fertig schreiben konnte. i.

Die französischen Verleger sollen den Weltmarkt erobern. Nach einer Veröffentlichung der „Bibliographie de la France" hat Herr Pichon, Frankreichs Minister des Auswärtigen, den Verband französischer Verleger aufgefordert, einen Bücherausfuhrdienst zu organisieren, der regelmäßig alle an der Strecke des Orientexpreß belegenen Städte von Triest bis Bukarest mit französischen Büchern und Zeitschriften versorgen soll. Besonders sei in Rumänien das Bedürfnis nach französischer Literatur sehr groß, und es wäre an der Zeit, den Deutschen nachzueifern, die bereits in der ersten Woche ihrer Besatzung zweihunderttausend deutsche Bände jeder Gattung — wissenschaftliche, geschichtliche, pädagogische und unterhaltende — in Rumänien ausgegeben hätten. c.

Japanische Geburtstagsfeiern. In Japan feiert nur ein einziger Mensch seinen Geburtstag, und zwar der Kaiser. Dagegen werden jedes Jahr zwei allgemeine Geburtstage gefeiert, nämlich ein gemeinsamer Geburtstag für alle Vertreter des männlichen Geschlechts, der „Tag der Knaben" genannt wird, und einer für die Mitglieder des schwächeren Geschlechts, der „Tag der Mädchen". Diese beiden Tage sind allgemeine Festtage, an denen jede Arbeit ruht und alle Schulen geschlossen sind. Innerhalb der Familien beschenkt man sich an diesem Tage. ml.

Literatur.

Dr. Otto A. Krause, „Argentiniens Wirtschaft während des Weltkrieges." Ihre Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft und Auswanderung. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48. — Unter der großen Menge mehr oder weniger flüchtig zusammengestellter Broschüren, mit denen der Buchhandel den Bedürfnissen des Auswandererstroms entgegenkommt, zeichnet sich das Buch von Krause dadurch aus, daß es in besonders eingehender und sachverständiger Weise die Verhältnisse während des Krieges bis zur Gegenwart beleuchtet und zwar an der Hand sehr ausführlichen statistischen Materials, das bis in die neueste Zeit reicht. Es richtet sich sowohl an Auswanderungslustige wie an den deutschen Kaufmann, der neue Beziehungen und Absatzgebiete sucht. In den Konkurrenzkampf energisch einzugreifen, wird ja die nächste Aufgabe unserer Fabrikanten sein. Das Krause'sche Buch erschließt ihnen die vorhandenen Möglichkeiten und weist ihnen den Weg, den sie beschreiten müssen.

Major a. D. v. List: Bilder aus der Geschichte Danzigs und Probleme der Gegenwart. 1. Bild: Konrad Letkau und seine Zeit. Druck von A. W. Kafemann. — Der durch seine vielgelesene Broschüre „Die Zukunft Danzigs" bekannte Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß alle Dinge, Ursachen und Wirkungen sich in einem Kreislauf bewegen, und die Weltgeschichte in ihre altgewohnten Bahnen wieder einlenkt. Das Studium der Geschichte ist daher nötig, um den dunkeln Weg in die Zukunft zu erhellen. Die Aehnlichkeiten unserer jetzigen Zeit mit der Konrad Letkaus, d. h. des Beginns des 15. Jahrhunderts, welche uns der Verfasser in seiner bekannten lebendigen Art schildert, sind allerdings überraschend. Die Schrift enthält vier Kapitel: Danzig und seine Bewohner, Danzig und der deutsche Ritterorden, Danzigs Handel und auswärtige Beziehungen, von denen die mit Polen und England gepflegten am interessantesten sind, und die Ermordung Konrad Letkaus und ihre Folgen. Ein belegsicher Plan zeigt uns das Bild Danzigs am Ende der Ordensherrschaft.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 62 Fernruf 5204.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 103 — Sonnabend, den 11. Oktober — 1919

Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Brachvogel.

(2. Fortsetzung. Nachdruck verboten.)

Kurz nach Mitternacht fuhren die Merks heim. „Nach zwölf Uhr ist keine Tanzerei mehr fein," hatte Frau von Merk ein für allemal erklärt, als sie begann, ihre Töchter in die Welt zu führen. Da gab's keine Widerrede. Die Mädchen schlüpften also in ihre Abendmäntel aus rotem Tuch und stiegen in die Droschke, obwohl Ilde gern bis zum Morgengrauen in Saranoffs Arm weitergewalzt hätte. Noch am Kutschenschlag küßte er ihr feurig die Hand.

Der Wagen rollte dahin über das Pflaster der Türken- und das Asphalt der Schellingstraße, nach Schwabing zu, wo die Merks in einer der neuen Straßen wohnten.

Die drei Frauen wechselten kaum ein Wort. Ilde lehnte heiß, müde und glückselig in der einen Ecke; sie hatte das Fenster herabgelassen, trotzdem draußen eine neblige Novemberkälte stand. Die Mutter lehnte nachdenklich neben ihr, nachdenklich und stolz zugleich. Ja, sie hatte wahrhaftig Glück mit ihren Kindern, den schönen Töchtern, die sich ganz von selbst glänzend verheirateten. Erst ihr Augapfel Olga mit dem reichen Hertling, nun Ilde mit dem jedenfalls noch viel reicheren Saranoff; blieb nur noch die Franzi. . . . Ja, wenn Franzi auf die Mama gehört und gefolgt hätte! Eine Sommererinnerung stieg in Frau von Merk auf . . . .

Sie war mit Franzi allein in Igls gewesen; die schöne Ilde, die sie nur in den Schatten stellen konnte, hatte sie mit Hertlings nach Partenkirchen geschickt. Mit Ilde brauchte man sich auch nicht zu übereilen, aber Franzi, die nichts besaß als ihre Jugend, Franzi mußte man früh verheiraten, wenn sie wirklich eine gute Partie machen sollte. Das Glück schien den Plänen der sorglichen Mutter hold: kaum war man in Igls, so lernte man auch gleich Doktor Benedikt aus Jena kennen, einen Dozenten der Nationalökonomie, der sich bereits jungen Ruhm erworben hatte und täglich eines Rufes als Professor gewärtig sein konnte. Ein Krösus war er wahrscheinlich nicht, aber wer wochenlang im „Igler Hof" wohnte, mußte mehr als sein bloßes Auskommen haben. Und mit Franzi konnte man sich auch gar nicht auf eine glänzende Heirat verstelfen: wenig hübsch und ernsthaft wie sie war, paßte sie eigentlich recht gut zur Frau eines Gelehrten. Doktor Benedikt legte zwar kein außergewöhnliches Interesse für sie an den Tag, aber das wäre kein Hindernis gewesen. Frau von Merk erinnerte sich, daß auch der selige Direktor sie nicht als verliebter Schäfer umworben, aber sie hatte eine kluge, eine sehr kluge Mutter gehabt, die ihn eben einfach eines Tages unter Tränen der Rührung als Schwiegersohn ans Herz schloß. . . Frau von Merk wäre gern eine ebenso kluge Mutter gewesen, aber Franzi schien es gerade darauf angelegt zu haben, dem Doktor Benedikt zu mißfallen. Sie war so ungeschickt, so einsilbig, so verlegen in seiner Gegenwart, daß sie wie ein kleines Gänschen wirkte, was sie doch keineswegs war. Je mehr die Mama mahnte, predigte, zankte, um so scheuer und unfreundlicher wurde sie, bis er schließlich eines Morgens abgereist war. Dann freilich mochte ihr Benehmen sie reuen, denn mehr als einmal sah Frau von Merk, daß die Tochter heimlich weinte. Aber nun war's zu spät. Arme Franzi! Es konnte einem leid tun, daß sie so wenig verstand, Männern zu gefallen.

Wie in einem Gefühl des Mitleids suchte Frau von Merk im Dunkel des Wagens nach Franzis Hand. Schmal, etwas knochig war die Mädchenhand, die sie faßte; stark und schnell schlug der Puls an dem dünnen Gelenk. Hand in Hand fuhren Mutter und Tochter so durch die Nacht und spürten doch nicht, daß ihre Gedanken zu demselben Ziel liefen, wenn auch auf verschiedenen, ach! so verschiedenen Wegen.

Frau Marie Cholevius kam erst gegen Morgen müde getanzt in ihre Pension in der Maximilianstraße zurück. Sie hatte sich prächtig unterhalten und war sehr gefeiert worden, nur wußte sie nicht mehr recht, mit und von wem. Eins aber wußte sie: Anton Rothauer hatte sie gebeten, ihm zu einer Skizze zu sitzen; ihre Heimkehr nach Jena, die eigentlich für die nächste Woche festgesetzt war, würde sich also wohl ein wenig verzögern. Wenn es Tag war, mußte sie deswegen nach Hause schreiben. Wenn es Tag war . . . jetzt aber griff sie mit bebender Hand nach der langen Silbernadel und dem Fläschchen mit der hellen Flüssigkeit.

Durch ihre wogenden Morphiumträume glitt, ehe sie einschlief, noch wie ein buntes Schiffchen ein Gedanke nach Jena: „Ob er wohl eifersüchtig ist, wenn er von der Skizze hört?"

Es war aber nicht Professor Cholevius, um den das bunte Schiffchen ihres Gedankens strich.

Drittes Kapitel.

Frau von Merk saß an dem großen Doppelfenster ihres Wohnzimmers und stickte an einem Teedeckchen. Es war eine ziemlich überflüssige Arbeit und geschah auch wohl nur, weil Frau von Merk noch zu jener Frauengeneration gehörte, bei der weibliche Hände eine Todsünde begingen, wenn sie unbeschäftigt im Schoße lagen.

Draußen lag ein rauher, trüber Frühwintertag, aber hier im Zimmer war es weich und behaglich. Durch die Glimmerfensterchen des hohen, blauen Kachelofens leuchtete rote Glut; auf einem Tischchen, das Frau von Merk an einem Handgriff heranrollen konnte, blitzte silbernes Teezeug und lockten petits fours aus Schokolade, Ananas und Nougat. Frau von Merk erwartete ihre Tochter Olga zum Nachmittagstee, eine Beschäftigung, die viel Zeit und Geduld erforderte, denn die Frau des Rittmeisters Hertling war die personifizierte Unpünktlichkeit. Ihre Mutter staunte, daß ein Militär sich in einer mehr als achtjährigen Ehe seine Frau noch nicht zur Pünktlichkeit erzogen hatte.

Das Gemach, ein großes Viereck, stand weniger voll, als man es sonst bei modernen Einrichtungen trifft. Modern war diese Einrichtung auch nur in den Nebensächlichkeiten. In der Hauptsache, den Möbeln aus Nußbaumholz, stammte sie aus dem Ende der siebziger Jahre. Direktor von Merk hatte sie gekauft, als er heiratete, und wenn auch mancherlei hinzugekommen war, was dem Raum einen behaglich-modernen Anstrich lieh, so hatte sich doch der Charakter des Heims kaum geändert. Einen Schmuck allerdings besaß gerade das Wohnzimmer, dessen sich jeder Fürst hätte freuen können: an der einen Längswand hing in dunklen Rahmen ein lebensgroßes Frauenporträt, ein echter Lenbach. Es stellte die älteste Tochter, Olga Hertling, als Mädchen dar und war, wie sein Original, der Stolz der Familie. Denn man hatte dies Bild nicht etwa bestellt und bezahlt, wozu die Mittel auch nicht gereicht hätten, sondern der Meister hatte das junge Mädchen bei einem Künstlerfest erblickt und war so entzückt von ihren Farben, daß er sie bat, ihm zu einem Bild zu sitzen. Von dem Tag gehörte Olga von Merk offiziell zu den Schönheiten Münchens, die bei keiner künstlerischen oder festlichen Veranstaltung fehlen durften. Es gab zwar Frauen, die meinten, daß sie den leuchtenden Mahoneheim ihrer rötlichen Haare ebenso sanft nachfärbe wie ihre mattweiße Haut, und es gab andere, die fanden, daß sie mit ihrer kurzen, gebogenen Nase, ihrem großen Mund und ihren runden Augen eigentlich ein dummes Vogelgesicht habe und sehr ihrem verstorbenen Vater glich, der, rothaarig, auch wie ein Vogel ausgesehen hätte, allerdings wie ein gescheiter. Was man aber auch gegen Olga sagen mochte — Lenbach hatte sie gemalt. Und wenn sie mit ihren schimmernden Farben und ihrer üppigen Figur auf der Straße erschien, wirkte sie so auffallend, daß jeder ihr nachsah, ohne zu überlegen weshalb.

Die Uhr der Ursulakirche schlug zweieinhalb Uhr; um vier Uhr wollte Olga kommen, also würde sie gegen fünf

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191011022/fragment/page=0001

ihr da sein. Frau von Merk, die eben ihr Mittagsschläfchen beendet hatte, gedachte daher noch eine Stunde lang zu sticken und dann im Dämmer, zwischen Aerger und Ungeduld, auf ihr Herzenskind Olga zu warten. Sie liebte diese Tochter mehr als die andern, nicht nur, weil sie sich stets am besten mit ihr verstanden hatte, sondern auch, weil bis jetzt keine so viel Glanz und Neid ins Haus getragen hatte wie diese.

Es läutete an der Haustür; die Post. Das Stubenmädchen klopfte an und brachte auf einem Lackörettchen etliche Briefe. Frau von Merk überlas schnell die Adressen: „Der hier ist für Fräulein Tilde, bringen Sie ihn ihr."

„Fräulein Tilde und Fräulein Franzi sind ausgegangen; ich glaub', die Fräuleins sind nachher zu einem Tee eingeladen, weil s' die weiß'n Seidenblusen anhaben!"

Frau von Merk nickte zerstreut; wer konnte all diese Jours und Tees im Kopf behalten.

„Legen Sie also den Brief auf Fräulein Tildes Schreibtisch," sagte sie und griff nach einem Umschlag, der sie schon die ganze Zeit beschäftigte. Weißes, dickes Büttenpapier, eine kribbelige Schrift, eine Reichsmarke. . . .

Mit einer Spannung der Neugier erbrach sie den Brief, setzte sich ihren Zwicker zurecht und las. Schon bei den ersten Zeilen quoll ihr vor Ueberraschung ein Blutstrom ins Gesicht. Sie traute ihren Augen nicht, las weiter. Ihr Gesicht wurde immer röter, ein paarmal ließ sie das Blatt sinken, als könnte sie das Gelesene nicht fassen. Sie eilte zur Glocke und läutete das Stubenmädchen herbei. „Fräulein Franzi möchte doch gleich zu mir kommen!"

„Aber die Fräuleins sind ja ausgegangen!"

Im Sturm der letzten Minuten hatte Frau von Merk das vergessen. Sie war außer sich, daß sie jetzt, gerade jetzt allein bleiben sollte mit der großen Nachricht. Kaum hatte das Mädchen das Zimmer verlassen, so eilte sie ans Telephon.

„Olga, du mußt gleich kommen, gleich! Ich habe dir etwas ungeheuer Wichtiges zu sagen!"

„Gleich kann ich nicht, Mama; Bubi hat einen Hustenanfall gehabt . . . wir sind in Todesangst. Gustav sagt, er erschießt sich, wenn dem Bubi was passiert!"

Frau von Merks angespannte Nerven verloren alle Geduld.

„Der Gustel soll sich nicht versündigen," rief sie ins Telephon. „Andere Kinder husten auch einmal . . . deswegen erschießt man sich doch nicht!"

„Mama," kam es vorwurfsvoll zurück, du hast wohl nicht verstanden! Nicht der Gustel hustet, sondern der Bubi!"

„Ach so!"

Unwillkürlich mußte Frau von Merk lächeln. Sie vergaß eben immer wieder, daß „Bubi" nicht der kleine Sohn, sondern das neue Rennpferd des Rittmeisters war, das in Rem, Baden-Baden und Iffezheim laufen sollte.

„Wir erwarten jeden Augenblick den Arzt. Sobald er da war, komm' ich!"

Eine halbe Stunde später erhielt Frau von Merk die beruhigende Mitteilung, daß der Rittmeister vorläufig seiner Familie erhalten blieb, da der Arzt Bubis Zustand für ungefährlich erklärte.

„Schlag Vier bin ich bei dir, liebste Mama! Ich nehme ein Auto, damit ich ganz pünktlich bin!"

Es war aber fast fünf Uhr, als sie ins Zimmer trat.

„Was für ein aufregender Tag! Ich sage dir, Gustav war wie ein Rasender —"

Frau von Merk drückte Olga in einen Lehnsessel, der am Fenster stand. „Olga, denke dir, Doktor Benedikt hat soeben um Franzi angehalten!"

Eine Sekunde lang war Olga sprachlos vor Ueberraschung. „Mama, ist es möglich? Solch ein Glück!"

„Ja, ja, Olgerl! Da, les seinen Brief!"

„Er ist nicht selber hier?"

„Nein, aber er kommt, sobald er mein Jawort hat."

„Was sagt denn die Franzi dazu? Hoffentlich macht sie doch keine Dummheiten?"

„Die Mädchen sind ja gar nicht zu Haus . . . sie weiß noch gar nichts. Darum hab' ich dich ja gleich antelephoniert. Ich hätt's allein nimmer ausgehalten!"

„O Mammerl, es ist ja auch zu schön! Gott sei Dank, daß wir die Sorge los sind! Jetzt zeig' aber mal den Brief!"

Frau von Merk drehte das elektrische Licht auf, Olga setzte sich behaglich zurecht und las. Las mit einer wichtigen Miene, als handele es sich um die Dechiffrierung eines geheimen Aktenstückes. Olga tat alles, was sie tat, wichtig, denn sie hielt sich für eine bedeutende Frau. Der Erfolg sprach ja für sie: Lenbach hatte sie gemalt, ein reicher Mann hatte sie geheiratet. Außerdem war sie gewandt in der Konversation und spürte immer Schlagworte auf; es war ihr also nicht schwer geworden, sich innerhalb der Familie eine nachdrückliche Stellung zu verschaffen. Die Schwestern versuchten zwar mitunter ein wenig Auflehnung, Tilde moserte sich nicht ungern, wenn Olga Prätentionen vortrug. Aber immer blieb sie die Aelteste und die verheiratete Frau. Dem Rittmeister, der nicht über den Rennstall hinaussah, imponierte seine Frau, die über alles redete, sehr, und die Mutter blendete ihr Lebenserfolg.

Sie legte den Brief aus Jena beiseite.

„Ein entzückender Brief! Man merkt eben gleich die geistige Elite!"

Und sie las laut, als ob die Mutter das Schreiben nicht schon Wort für Wort gekannt hätte:

„Hochverehrte gnädige Frau!

Wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes sehen, werden Sie ziemlich erstaunt sein, daß ich mir gestatte, an Sie zu schreiben. Ihr Erstaunen wird wahrscheinlich noch wachsen, wenn Sie eine Bitte vernehmen, auf die nichts während der kurzen Sommerwochen hindeutete, die ich in Ihrer Gesellschaft in Igls verleben durfte. Erlassen Sie es mir, gnädige Frau, Ihnen auseinanderzusetzen, warum ich erst heute mit der größten Bitte vor Sie hintrete, die man an eine Mutter richten kann. Ohne weitere Umschweife: ich bitte um Fräulein Franziskas Hand.

Sie werden, gnädige Frau, von einem Manne in meinen Jahren und in meiner Stellung nicht erwarten, daß er in der Sprache eines Romeo von dem geliebten Mädchen spricht. Ich kann Ihnen nur ganz einfach sagen: ich habe Fräulein Franziska seit dem Sommer nicht mehr vergessen können und habe nach langer, reiflicher Prüfung erkannt, daß sie die rechte Lebensgefährtin für mich ist. Ob ich auch für sie der Rechte bin, das, gnädige Frau, wage ich wohl zu hoffen, aber die Entscheidung darüber steht bei Ihnen und bei Fräulein Franziska. Wenn diese Entscheidung günstig für mich lautet, so genügt ein kurzes Telegramm, und ich eile, mir persönlich das Jawort zu holen und auch alle jene Aufklärungen zu geben, die Romeo jedenfalls als allzu prosaisch verworfen hätte, die aber eine Mutter von einem künftigen Familienmitglied mit Fug und Recht verlangen darf. Gestatten Sie mir nur, Ihnen schon heute in aller Kürze zu sagen, daß sowohl mein kleines Vermögen wie Kolleziengelder und Honorare hinlänglich die Bedürfnisse eines bescheidenen, aber wohlsituierten Hausstandes sichern, und daß also für mich die finanziellen Verhältnisse meiner künftigen Frau gar nicht in Frage kommen. Wenn Fräulein Franziska mich will, wenn Sie, gnädige Frau, Ihren Segen dazu geben, ist für mich alles andere Nebensache.

Sollten meine Hoffnungen keine Erfüllung finden, so brauchen Sie diesen Brief gar nicht zu beantworten, ja, ich bitte Sie sogar, gnädige Frau, sich und mir die in solchen Fällen übliche ehrenvolle Ablehnung zu ersparen. Immer aber, wie Sie auch entscheiden mögen, bleibt Ihnen in Verehrung und Wertschätzung ergeben

Karl Benedikt."

„Tadellos!" sagte Olga mit Kennermiene. „Der Mann gefällt mir, schon eh' ich ihn kenne! Franzi kann wirklich von Glück sagen."

„Ja, nicht wahr? Und wie nobel er über den Geldpunkt denkt!"

„Tadellos!" wiederholte Olga und überlegte im stillen eine ganz persönliche, für sie sehr wichtige Angelegenheit. Sie war in beständigen Schwierigkeiten mit ihren Toilettenrechnungen, und fast jeden Monat gab es Szenen zu Hause. Das Ehepaar lebte aber trotzdem sehr glücklich, und wenn sie genug über ihren Ruin gestritten hatten, ging der Rittmeister auf die Bank und holte Geld, und seine Frau begab sich zu dem gleichen Zweck zu ihrer Mutter. Frau von Merk war nicht gerade entzückt von solchen Anleihen, aber sie hielt es für ihre Pflicht, immer auszuhelfen. Der Rennstall kostete viel, trotz mancher Preise, die die Hertlingschen Gäule errangen; Olga hielt neben einer perfekten Köchin und einem Hausmädchen auch eine Jungfer und eine französische Bonne für den siebenjährigen Erik und die vierjährige Madlon und bestellte Toiletten nur bei ersten Firmen, ohne besonders nach dem Preis zu fragen.

In Olgas Gedanken hinein sagte die Mutter: „Sie wird gut versorgt sein, denk' ich! Wie sie freilich wird sie's nicht haben!"

„Ach, Mama, das Glück liegt wirklich nicht im Geld, das darfst du mir glauben," entgegnete Olga nachdenklich. „Und Franzi und ich sind ja auch sehr verschieden . . ."

„Ja, sehr verschieden!"

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Villa.

Von Ernst Marr.

(Nachdruck verboten.)

Hubers möchten aufs Land und Meiers in die Stadt. Meiers haben eine Villa draußen. Es liegt nahe, daß sie diese den befreundeten Huberischen zum Kaufe anbieten. Frau Huber ist auch gleich Feuer und Flamme. Die Kinder noch mehr. Meiers tun natürlich alles dazu, diese Flamme zu schüren. Sie preisen die gute Luft draußen. Sie preisen die idyllische Lage. Sie preisen die „kuhwarme Geißmilch", die sie von ihrem getreuen Meckertierchen beziehen, das natürlich mitverkauft werden würde. Sie preisen den Sonnenaufgang und die Abendröte, den himmlischen Frühling und den wunderbaren Herbst mit der Obsternte, den staubfreien Sommer und das billige Brennholz im Winter. Sie preisen den Mangel jeglicher lästigen Nachbarschaft und die Fülle an frischen Gemüsen, das man sich draußen selber kostenlos wachsen lassen kann. „Besonders die Radi!" sagt Meier, schnalzt mit der Zunge und macht ein begeistertes Gesicht.

„Ja," meint Huber, ein Skeptiker und der einzige in der Familie, der bis jetzt noch nicht Feuer gefangen hat. „Wenn deine Radi gar so gut sind und wenn das Landleben im allgemeinen und eure Villa im besonderen gar so viele Vorzüge haben, warum bleibt denn dann Ihr selber nicht draußen in dem Paradies und wollt vor lauter Nächstenliebe Euer Glück andern überlassen?!"

Einen Augenblick tritt auf dieses boshafte und gewichtige Argument Totenstille ein. Aber Frau Meier rettet die Sachlage, indem sie ausruft: „Ach! Das ist wieder echt männlich gesprochen! So gar nicht an die Frauen gedacht! Weil ich notwendig in die Stadt muß — wegen meiner Nerven! Ich kann eben die Ruhe nicht vertragen! Ich brauch' den Lärm, sagt der Doktor! Ich bin ein ganz anderes Naturell wie zum Beispiel Ihre Frau Gemahlin, die ebenso notwendig die Ruhe braucht! Nicht wahr, Frau Huber?!"

„Jawohl, ich brauche die Ruhe!" ruft da die Frau Huber und wirft ihrem Mann einen vorwurfsvollen Blick zu. „Aber das weiß man ja, die Frauen sind immer die allerletzten, an die Ihr Männer, Ihr geborenen und geschworenen Egoisten, denkt! Wenn ich nicht bald hinauskomme, dann kannst du mich draußen begraben lassen, wenn's dann besser ist! Dann hab' ich wenigstens nach diesem Leben die Ruhe, die man mir diesseits nicht gönnt!"

Das wirkt. „Nun ja!" meint ihr Mann begütigend. „Man muß sich's doch zweimal überlegen dürfen und reden tut man schließlich alles!"

„Ich hab's ja gewußt!" antwortet Meier. „Mit dir kann man ein vernünftiges Wort sprechen — man muß es nur richtig anfangen! Wißt Ihr was! Am nächsten Sonntag kommt Ihr einmal hinaus und schaut Euch das Häusl von unten bis oben in aller Gemütsruhe an und den Garten und den Hühnerstall und unsern Geißpalast . . . ich wette was, es wird Euch schon gefallen!"

Dieser Vorschlag wird auf der Gegenseite — mit Ausnahme des noch immer etwas skeptischen Herrn Huber — mit Jubel aufgenommen.

Am nächsten Sonntag findet die Besichtigung statt. So gründlich wie nur immer möglich. Vom Keller bis zum Dache. Der Frau und den Kindern gefällt es natürlich ausgezeichnet. Der Ehegatte aber hat immer wieder eine Einwendung; es kostet die ganze Geduld und Beredtsamkeit aller übrigen, seine Gründe stets von neuem aus dem Feld zu schlagen und langsam auch ihn von den Vorzügen des Landlebens und des eigenen Besitzes im allgemeinen, der Meierschen Villa im besonderen zu überzeugen. Allmählich aber scheint es doch zu gelingen. Seine Einwendungen werden schwächer und schwächer und man fühlt immer mehr Boden unter sich.

„Ich kenn' meinen Mann" — sagt Frau Huber zu ihren Freunden, während er eben den Gartenzaun abmißt — „jetzt braucht's nur noch irgend einen besonderen Trumpf, den wir ausspielen könnten, dann ist er uns gewonnen! Er will sich's nur nicht anmerken lassen — man muß ihm die letzte Schneid noch abgewinnen!"

„Ja, wenn wir nur gleich wüßten, mit was?" meint Frau Meier und sieht ihren Mann hilfesuchend an.

„Halt! Ich hab's!" ruft dieser entzückt. „Ich hab's! Die Radi! Die Radi! Ich hab' Euch ja unsere Radi noch gar nicht gezeigt. Du, Huber, da geh her! Unsere Radi muß ich dir noch zeigen!"

Er nimmt den Freund, der auf dieses verlockende Versprechen seinen Maßstab einsteckt, unter den Arm und die ganze Schar wandert dem hinter dem Haus gelegenen Rettiggarten zu. „Schau" — sagt Meier unterwegs in den rosigsten Tönen — „was das für ein Unterschied ist! In der Stadt drin, wenn du Radi essen willst, darfst du erstens überhaupt schauen, ob es einen gibt! Gibt es aber einen, dann kannst du erst eine halbe Stunde weit laufen — auf den Markt — oder zum Obstler — oder was weiß ich, wohin! Was kriegst du aber dann meistens: Einen urralten, ledernen, wurmstichigen, harten, saft- und kraftlosen Kameraden, der dir acht Tage lang im Magen liegen bleibt und dir bloß Aerger statt eines Genusses bereitet! Bei uns draußen am Lande ist es etwas ganz anderes: Da gehst du einfach an dein eigenes Radibeet, bückt dich und holst dir den wunderschönsten butterweichen frischen Radi aus dem Erdboden . . . siehst du, so!"

. . . „O du Maßlizluder, du elendiges!" unterbricht er sich da plötzlich selber mit einem Schrei höchster Wut und jagt im nächsten Augenblick über das Rettigbeet hinüber mit Lärm und Scheiten.

Aber der Freund hat schon genug gesehen. „Vorwärts!" schreit er. „Vorwärts marsch! Das ging' mir grad auch noch ab! Wenn ich in der Stadt mir einen Radi holen will und ich muß selbst eine halbe Stund' weit gehen, bis ich einen kriegt — auf dem Markt oder zum Obstler oder sonstwo — und erst ist selber ledern und hart und wurmstichig, kriegt ihn mir doch wenigstens nicht am Schluß noch so ein g'schlekkiges Luder wegwie da bei Euch heraus" . . .

Es gibt kein Halten mehr. Fort sind sie.

„Aber" sagt Frau Meier vorwurfsvoll zu ihrem Mann, nachdem die Gäste verschwunden sind — „wie kann man denn aber auch auf einen so dummen Einfall kommen und ihm das Radibeet zeigen wollen! Du mit deinem ewigen Radi überhaupt."

„Jawohl!" schreit er springgiftig. „Erzieh' du deine Umgebung anders! Aber mit lauter Hineinschauen! Mit lauter Loben! Wo auf der Welt gibt's denn noch so ein mißratenes Vieh wie deine Geiß, die meine Radi stiehlt und frißt!"

Eisenfresser und Klapperhölzer.

Eine amerikanische Zeitung wußte kürzlich die Anekdote eines zerlegbaren amerikanischen Generals mitzuteilen, der von seinem, ihm beim Auskleiden behilflichen Neger-Diener als etwas selbstverständliches verlangt, ihm ein Bein, einen Arm, ein Auge — alles drei künstliche Gegenstände — abzunehmen. Mit Humor betrachtet der alte Krieger das Entsetzen seines Dieners, der schließlich Reißaus nimmt, als ihm sein neuer Herr auch noch mit dem Verlangen kommt, ihm den Kopf abzunehmen. Die Eisenfresser aller Zeiten, angefangen von dem famosen „Miles gloriosus" des Plautus, den Direktor Altmann den Berlinern im „Kleinen Theater" einmal vorsetzte, haben einen neuen Kollegen mehr. Der amerikanische General Nicolas aus New-Orleans aber wird dem Hauptmann Klapperholz gegenüber klein beigeben müssen, der einmal als Buch des Manuel in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, mit Bildern des Meisters Dore geschmückt, Kinder und Erwachsene belustigte. Diesem Helden aus napoleonischen Zeiten fehlte nämlich schließlich nichts mehr als „nur": ein Auge, beide Arme, beide Beine, Stirn, Nase, Wange, Lippen, Kinn, der Magen," für den aus Leder ein Ersatz geschaffen wird. Dafür trägt er eine Kanonenkugel im Rücken mit sich herum, deren plötzliche Explosion dann den am Kaminfeuer eingenickten alten Krieger ins bessere Jenseits schafft. Diesem Helden und Oberbramarbas hat jetzt Alfred Richard Meyer ein erneutes Leben gegeben, indem er das verschollene Buch übersetzte und im eigenen Verlage zu Berlin-Wilmersdorf herausgab: Die ebenso interessante wie unwahrscheinliche Geschichte des unerschrockenen Hauptmannes Klapperholz, Neffen des alten Dore ist ein neuer junger Zeichner mit 18 Bildern getreten, der Sezessionist Georg Walter Rößner, bekannt als politischer Satiriker im „Wieland" und durch zahlreiche Titelblätter und Lithographien, so zu den beiden Gedichten „Flördelliese" und „die Insel Pimperle" von Arno Holz.

Der Hauptmann Klapperholz wird bald wieder die Lacher auf seiner Seite haben. Er steht über jeder Zeit, er ist unsterblich. Er ist eben nicht klein zu kriegen. Wenn der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191011022/fragment/page=0002